

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 33

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]
Autor: Franck, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

18. August 1934

Die Weltenglocke. Von Albert Sergel.

Es wohnt eine Glocke im Weltenraum,
Die läutet in seltenen Stunden
Den Seelen, die aus Schmerz und Lust
Den Firnenweg gefunden:
Bim — baum — Leben — Traum . .

Und singt ihr eherner kühler Mund,
Die Klänge wie Wunder klingen:
Dir wird das Herz so heimwehbang,
Du weisst von tiefsten Dingen.
Bim — baum — Leben — Traum . .

Und die heilige Stunde da,
Sie schüttert in mächtigem Beben:
Ins Blaue wuchs eines Lebens Baum —
Nun wirkt er sich ein in den Sternenraum . . .
Traum — Leben — Traum — Leben.

(„Saat und Ernte“)

„Wippwapp“. Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 7

Wie auf seine Fragen antworten? Wer? Sollte sie ihm entgegnen: Gott? Dieses Wort bedeutete ihr zwar viel, aber Gust nichts. Was? Sollte sie ihm erwidern: das Schicksal? Damit wußte vielleicht Gust etwas anzufangen, jedoch nicht sie.

„So gib doch Antwort!“ drängte Gust.

Rikelfen schwieg.

„Da wären wir wieder einmal an derselben Stelle, wo alle unsere Gespräche enden, wenn wir ausnahmsweise — bei drei vom Hundert schätze ich — nicht derselben Meinung sind: bei deinem Schweigen. Warum eine Sache anfangen, wenn man sie nicht zu Ende führt? Du weißt, daß ich das auf den Tod nicht leiden kann. Bei keiner Sache. Auch beim Sprechen nicht!“

Eine Minute lang wartete Gust, ob seine Frau nicht doch noch den Mut zur Antwort fände und sagte, was ihn — ihrer Meinung nach — am Weiter, am Höherhinauf hindern dürfte.

Aber Rikelfen schwieg auch jetzt.

Mit hörbarem Unwillen erhob Gust sich von seinem Stuhl am Fenster.

„Was willst du?“ fragte Rikelfen vom andern Fenster her erschreckt.

„Licht machen!“

„Nicht, Gust! Noch nicht! Ich bitte dich, wart noch eine Viertelstunde, wart noch fünf Minuten, wart noch eine einzige Minute.“

„Es ist Nacht im Zimmer, obwohl die Uhr eben erst acht geschlagen hat.“

„Ich sehe dein Gesicht ganz deutlich.“

„Ich sehe nichts von dir! Und da ich auch nichts mehr von dir höre, wenigstens nichts von dem, was du nach dem Voraufgegangenen sagen müßtest, welchen Sinn hat es noch, im Dunkeln zu sitzen?“

Und schon riß Gust, der bei diesen Worten in die Mitte des Zimmers gegangen war, die Lampenkette, an deren unterm Ende sich ein Messingkreis mit einem A befand, durch einen Ruck herunter.

Zischend fuhr das Gas in den roten Glühstrumpf. Die Milchglaskugel leuchtete auf. Grelles, kaltes Licht stürzte sich bis zu den äußersten Ecken in die Stube, deren Decke so niedrig war, daß Gust sie — wenn er sich auf die Zehen stellte — mit den Spitzen seiner ausgereckten Hand erreichen konnte.

Rikelfen deckte ihre Rechte über die Augen. Weil das Licht blende, sagte sie. In Wahrheit aber wollte sie den geliebten Mann nicht sehen lassen, wie sehr bei dem Gespräch die Züge ihres Gesichts in Unordnung geraten waren. Als

sie diese wieder zurechtgeschoben hatte, in jene Ordnung, die Gust von seiner Frau erwarten durfte, nahm sie die Hand von ihren Augen fort und gestand: „Hast recht. Es war doch schon viel dunkler im Zimmer, als ich glaubte!“ Dann erhob sie sich, ging zum Tisch, vergaß nicht, auf diesem Weg ihre Abendhandarbeit abzuholen, und setzte sich zu ihrem Mann unter die surrende Lampenglocke.

„Nicht nur mit der Dunkelheit im Zimmer hatte ich recht!“ sagte Gust und blickte über seine Zeitung, in die er schon eine Weile vertieft war, auf seine Frau.

Rikeldchen aber mußte bei ihrer Häfelerei gerade Stiche auszählen.

Sie konnte nicht aufsehen, noch antworten.

Gust war es zufrieden.

Und bald darauf begann er mit Stolz der Häfelnden die neuesten, wiederum gewaltig gestiegenen Zahlen über die Ausfuhr Deutschlands vorzulesen.

Gust glaubte nach solchen Gesprächen, die eine weit größere Zahl vom Hundert einnahmen, als er schätzte, daß er seine Frau überwunden habe.

Zwar stimmte Rikeldchen aus begreiflichem Stolz nicht mit dem Mund zu. Wohl aber mit dem Herzen! Es konnte gar nicht anders sein, als daß sie mit ihm einer Meinung war. Freilich, so behende sie als Rheinländerin auch war, über ihre Herkunft kam sie nur schwer hinaus. Allerdings schaffte sie unter seiner Mithilfe auch das jedesmal. Aber sie brauchte doch sehr viel mehr Zeit dazu als er. Nun, Geduld hatte er in diesen Dingen bewiesen. Hundertfach, tausendfach. Jeder besaß seine Schwächen. Er sicher mehr als Rikeldchen. An Geduld, wenn sie mit ihm nicht Schritt halten konnte, sollte es auch weiterhin keinesfalls fehlen.

Aber obwohl Gust immer wieder seine Frau innerlich überwunden glaubte, mußte er doch bei allen Fragen der Lebensänderung dasselbe erleben. Rikeldchen zauderte, wo er vorwärts drängte. Rikeldchen blieb beschattet, wenn er in der hellen Sonne des Wiedererreicht stand. Rikeldchen urteilte: Genug! Uebergenug!, wenn er unzufrieden war. Rikeldchen mahnte zur Selbstbescheidung, wenn er forderte: Mehr! Viel mehr!

Im Laufe der Jahre war es Gust eine liebe, gehätschelte Gewohnheit geworden, zur Verschönerung ihres Heims, wie er seine Wohnung mit seiner ständig voller tönenden Sprache gern nannte, sowie zu ihrem eignen Schmuck reicher zu beschenken als alle Männer der Stadt ihre Frauen. Hatte er wieder einmal seinem Geschenkwillen nicht die gebotenen Grenzen gezogen, dann vermochte Rikeldchen vor sich selber des verschwenderischen Geschenkes oft nicht recht froh zu werden.

Gust aber zeigte sie nur Freude.

Diese Freude war keineswegs geheuchelt. Denn sein Schenken beglückte sie als Zeichen der Liebe immer aufs neue. Solange sie sich liebten, was konnte ihnen geschehen? Mußte nun Gust sie daran mahnen, daß es ihnen — solange sie sich liebten — niemals und nirgendwo schlecht gehen könne? Freuen! Und Rikeldchen freute sich über Gusts Geschenke, selbst wenn ihr Kopf sie unsinnig nannte, von Herzen.

Aber die übergroßen Gaben zu gebrauchen, zu verbrauchen, vermochte Rikeldchen nicht eigentlich um ihretwillen. Sondern nur um Gusts willen, den die Nichtnützung schmer-

zen mußte. Doch selbst, wenn sie sich zu solchem Gebrauch zwang, ertappte Rikeldchen sich stets von neuem dabei, daß sie die geschenkten Kostbarkeiten nicht als ihr Eigentum ansah. Vielmehr als lediglich Geliehenes. Als etwas, das Gust ihr im Auftrag eines Höhern überbracht hatte. Eines Höhern, der es in jeder Minute von ihr zurückfordern konnte. Und der dann als erstes prüfen werde, ob es von ihr untadelig gehalten sei.

Je mehr Gust an Reichtum und Ansehen in der Stadt zunahm, je zahlreicher und wertvoller sich seine Gaben um sie häuften, deren Unentbehrlichkeit er immer wieder behauptete, desto unerschütterlicher wurde in Rikeldchen die Ueberzeugung, daß der Tag der Rückgabe kommen werde. Nicht etwa erst dann, wenn er für alle Menschen kam, mit ihrem Tode, sondern noch bei ihren und Gusts Lebzeiten. Sie waren so schnell emporgestiegen, daß, noch während sie atmeten, das Hinab da sein mußte. Unabwendbar. Unerbittlich. Kein Baum wuchs in den Himmel — jeder lag eines Tages der Länge nach auf dem Boden. Kein Vogel flog nur nach oben — jeder, selbst der Adler, mußte irgendwann auf die Erde zurückkehren. Kein Wassertropfen konnte sich durch Verdunstung so leicht machen, daß es ihn bis zu den Sternen hinauftrug — jeder mußte als Regentropfen zu seinem Ort hienieden zurückkehren. Kein Auf, wohin man auch sah, konnte ein Auf bleiben — jedes mußte zum Ab werden.

Woher nahm Gust den Glauben, daß er diesem Urgefeß der Welt ein Schnippchen schlagen könnte?

Nicht an sich dachte Rikeldchen voller Sorge, wenn ihre Gedanken sich der Wende ihres Lebensschicksals zuwandten. Nicht um sich zitterte sie, wenn sie die Kräfte für das Bestehen dieser Prüfung abschätzte. Sondern um Gust.

Immer wieder fragte Rikeldchen sich: Wie wird Gust das Unvermeidbare tragen? Er, der sein Leben ganz auf das Nachoben eingestellt hat, dem es der Atem seines Daseins ist: hinauf! hinauf!, wird er dem Hinab gewachsen sein? Ja, antwortete Rikeldchen und zitterte.

Aber wenn trotz dieses Glaubens seine Kraft nicht ausreichte, ein zweites Baradenleben zu führen und den Aufstieg, unbekümmert darum, wie weit er führte, noch einmal zu beginnen? Wenn Gust so sehr ein Hohe-Sträße-Mann geworden war, daß ihm ein Leben an anderer Stelle nicht mehr lebenswert erschien? Was dann?

Dann mußte sie so viel Kraft in sich aufbringen, daß sie ihm von dem Ueberfluß hergab, daß er nicht vor ihren Augen versank. Vor ihren Augen? Wahnsinn — das zu denken. Daß er nicht mit ihr zugleich versank! Denn er vermochte — wenn eine Krankheit sie hinwegnahm — ohne sein Rikeldchen zu leben. Sie aber ohne ihren Gust? Nicht einen Tag! Nicht eine Stunde!

Was konnte ihnen also geschehen? Warum war ihr Lachen, das der Stadt bei ihrer Ankunft wie ein nie erlebtes Wunder erschien, warum war es seltener geworden in den letzten Jahren?

Ja, es sollte Geltung behalten das Wort ihrer Brautzeit bis zum letzten Atemzug: Solange sie ihren Gust liebte, solange er sein Rikeldchen liebte, konnte keine Macht auf Erden ihrem Glück etwas anhaben!

Und Gott?



Wilhelm Tell-Spiele in Interlaken. Die Apfelschuss-Szene.

Was er schickt, muß man hinnehmen. Wie Tag und Nacht. Wie Sonne und Regen. Wie Stille und Sturm. Wie Leben und Tod.

Als Rikelfchen sich — trotz des Wissens um das Hinab — zu diesem Glauben ganz durchgerungen hatte, war auch das Lachen in der früheren Helle und Beschwingtheit wieder da.

„Siehst du!“ stellte Gust, sobald er es gewahrte, fest, „du brauchst wohl länger als ich, bis du zur richtigen Einsicht kommst. Aber plötzlich oft gerade dann, wenn ich frage: „Wo bleibt sie denn?“ gehst du doch wieder Seite an Seite mit mir. Wer wird sich um die Zukunft ängstigen? Was kann uns beiden denn geschehen?“

„Nichts!“ antwortete Rikelfchen und schloß ihrem Mann, gerade als er zu einer längeren Rede ausholen wollte, den Mund mit einem Kuß.

V.

Eine aber konnte sich in dem Glanz des Lebensaufstiegs, den August Michelsen, als ob er ihm von einer höheren Macht vorgezeichnet sei, unbeirrbar nahm: Fief Michelsen.

Sie hatte keinerlei Bedenken, von Gust, ihrem tüchtigen Siebten, und dessen Frau Gaben anzunehmen. Denn es war doch selbstverständlich, daß eine alte Mutter an dem Reichtum ihres Sohnes, der in ihren Augen mehr befaß als alle Anwohner der Hohen Straße zusammen, ständig teil-

hatte. Niemals wurde ihr zuviel, was sie von beiden an Geschenken erhielt. Wohl aber schien es ihr oft zu wenig.

Fief, wie sie unter Weglassung des Hinternamens allgemein in der Stadt hieß, wünschte. Fief schlug vor. Fief bat. Fief bettelte. Fief forderte. Fief vergaß den Dank, wenn sie eine Gabe erhielt. Sie bekam ja nur, was ihr zustand! Fief schalt, wenn ihr eine Bitte abgeschlagen wurde. Denn ihr wurde verweigert, was sie beanspruchen konnte. Hochmütig war ihr Gust geworden. Alle Leute sagten es. Eine Schande bedeutete es für ihn, nicht bloß für sie, eine Schande vor der ganzen Stadt, daß sie noch immer in den Baraden wohnen mußte.

Zwei Stuben an der Hohen Straße konnte sie verlangen! Eine Treppe hoch. Nicht zur ebenen Erde, da war es für eine nun bald achtzigjährige Frau zu fußtalt. Beide, nicht nur eine, nach vorn. Mit modernen Möbeln: Rußbaum im Schlafzimmer, Mahagoni im Wohnzimmer. Drinnen am Fenster hatte ein didgepollster Ohrmuschellehnstuhl zu stehen. Natürlich auch aus Mahagoni. Draußen am Fenster mußte ein spiegelnder Spion angemacht sein, daß sie in ihrer warmen Stube von der Post bis zum Rathaus sehen konnte. Morgens um sechs würde sie sich in den Ohrmuschellehnstuhl neben den Spion setzen und vor abends um neun nicht wieder aufstehen. Denn mit der Arbeit war es dann ganz vorbei.



Jean Léonard Lugardon. Arnold von Melchtal.

Und mit dem Essenkochen auch. Es war wirklich eine Knau-
serei von Rife, daß sie ihr nur das Mittagessen ins Haus
schickte. Abendbrot und Frühstück und Kaffee konnte sie auch
verlangen. Bloß den Nachmittagskaffee! Oh, sie war nicht
unverschämt. Den Morgenkaffee wollte sie sich gerne auf
ihrem Gasherd — Gas in der Küche mußte sein! — auch
künftig selber kochen. Schon damit sie morgens so lange im
Bett liegen bleiben konnte, wie sie wollte. Das würde ihr
bald über werden? Ihr? Nee! Gab's was Schöneres für
eine schwache alte Frau, die sich siebzig Jahre lang von früh
bis spät abgeradert hatte, als wenn sie des Morgens im
Bett sagen konnte: „Id bruuk noch nich uptoetan!“ Zwanzig-
mal, fünfzigmal, hundertmal, so oft es ihr Spaß machte.
Leise, halblaut, kräftig, daß man's durch die Wände hörte:
„Tief Micheessen uut dei Braden bruukt noch nich uptoetan!“
(Fortsetzung folgt.)

Jean Léonard Lugardon.

Zum 50. Todestag, 17. August 1934.

Zu den besten Kunstmalern des letzten Jahrhunderts,
die uns Genf schenkte, gehört Jean Léonard Lugardon, der
bekannte Historienmaler. Die meisten Leser werden ihn aus
den zahlreichen Reproduktionen seiner bedeutendsten Gemälde
aus der Schweizergeschichte wenigstens dem Namen nach
kennen, wir erinnern nur an den „Rüttlischwur“, „Tell rettet
Baumgarten“, „Die Eroberung des Rothberg“, „Arnold vom
Melchtal“, „Die Befreiung Bonnivards aus dem Schloß
Chillon durch die siegreichen Berner“, „Der Gefangene von
Chillon“. Hauptsächlich die Darstellungen aus dem Tell-
Sagenkreis haben ihn bekannt gemacht und populär dazu.
Liebevoll hat sich der Künstler in den Sagenstoff und die
Landschaft der Inneren Schweiz versenkt. Seine Entwürfe und
Figuren sind vortrefflich gesehen, dramatisch lebhaft ge-
staltet, durchdacht, voll Kraft, individueller, geistvoller Auf-
fassung, frei von allem Konventionellen. Diese Geschichts-

bilder sind übrigens auch im
Auslande stark beachtet worden,
z. B. in Paris, trugen dem
Künstler viele Auszeichnungen
besonderer Art ein. Wie wun-
dervoll nimmt sich beispiels-
weise in der dramatischen Ein-
heitlichkeit und Belebtheit das
Bild „Arnold vom Melchtal“
aus! Es schildert jenen Mo-
ment, als die Knechte des
Landvogts Landenberg die bei-
den Ochsen des Heinrich an der
Halben vom Pfluge spannten,
Arnold in blindem Zorn mit
einem Steden auf einen Knecht
loschlug. Es ist die prachtvolle
Veranschaulichung der Worte
Schillers in „Wilhelm Tell“:
„In die Seele schnitt mir's,
als der freche Bube die Och-
sen, das schönste Paar, mir vor
den Augen spannte. Dumpf
brüllten sie, als hätten sie das
Gefühl der Ungebühr und stie-
ßen mit den Hörnern und,
meiner selbst nicht Herr, schlug
ich den Boten.“

Jean Léonardo Lugardon
kam am 30. September 1801 als Uhrmacherssohn in Genf
zur Welt, besuchte nach dem Schulaustritte die Zeichnungs-
schule der Société des arts in seiner Vaterstadt und er-
hielt hier den ersten künstlerischen Unterricht von Reverdin.
Im Jahre 1819 reiste er zur Weiterbildung nach Paris,
wurde der begabteste und bevorzugteste Schüler des Barons
Groß, des bekanntesten Historienmalers. Er machte rasche
Fortschritte, reiste nach zweijähriger Ausbildung nach Flo-
renz, wo er sich mit Ingres befreundete, der eine nachhaltige
Wirkung auf seine Kunstrichtung ausübte. Im Jahre 1824
erließ die Genfer Société des arts ein Preisausschreiben für
das beste Gemälde über die Befreiung Bonnivards aus dem
Schloß Chillon durch die siegreichen Berner. Lugardon be-
teiligte sich, erhielt den Preis des Grafen Sella und machte
damit zum erstenmal von sich reden. 1826 ging der Künstler
mit seiner jungen Frau, die ihm bald starb, nach Rom. Aus
der Römerzeit stammen einige der besten Gemälde des Mei-
sters, die auf Kunstausstellungen in Genf und Bern hohe
Anerkennung fanden. 1829 kehrte er nach Genf zurück,
hatte sein Atelier an der Rue du Rhone, stellte 1835 im
Salon du Louvre in Paris aus, traf hier seine alten Freunde
Charlet, Court, Ingres, erhielt ehrenvolle Aufträge für das
Museum in Versailles. Von ihm stammen einige sehr gute
Gemälde der großen Versailler Gemäldegalerie, die Por-
traits von Matthieu de Montmorency, von Jean de Bour-
bon, von Jacques d'Estampes, von Guillaume Warham,
von Ludwig XIII., das Tableau der Schlacht von Saint-
Laurent. Er malte auch im Schlosse von Fontainebleau,
wo ihm die Ausschmückung des Saales François I. über-
tragen war. In den drei Jahren, während welchen Lu-
gardon in Paris weilte, hatte er glänzende Erfolge, viel
Anerkennung. Trotzdem zog es ihn nach Genf zurück. Er
trug sich mit der Absicht, historische Bilder aus der Schweizer-
geschichte zu schaffen, ein Vorhaben, das er denn auch in die
Tat umsetzte. Das Bild „Wilhelm Tell rettet Baumgarten“
befindet sich heute im Bundeshaus zu Bern, „Arnold vom
Melchtal“ im Genfer Museum, weitaus die Mehrzahl leider
in ausländischem Besitz.

Lugardon betätigte sich auch im Genre und in der
biblischen Malerei. Viel beachtet werden seine Bilder „Ruth
und Boas“, „Christus am Kreuze“, „Hagar in der Wüste“.